

Walter Winterberg

## **„Begeisterung war nicht nur allgegenwärtig, Begeisterung musste sein“**

### Alltag, Verfolgung und Widerstand im Nationalsozialismus

*Walter Winterberg wurde am 25. Januar 1924 in Wien geboren. Er wuchs in einer sozialdemokratischen Familie und Umgebung auf und wandte sich später der KPÖ zu.*

*Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten galt er als „Mischling“, die Familie wurde umgehend delogiert. Nach der Matura wurde Winterberg Anfang 1943 zur sogenannten Technischen Nothilfe zwangsverpflichtet, Anfang 1944 beim Versuch die Schweizer Grenze zu überqueren verhaftet und kurze Zeit im Gestapo-Lager Reichenau in Innsbruck interniert.*

*Das Lager Reichenau wurde 1941 für italienische Zivilarbeiter eingerichtet, später wurde es Arbeitserziehungslager und Durchgangslager für jüdische Gefangene auf dem Weg in die Vernichtungslager, gegen Ende des Krieges nutzte die Gestapo das Lager für politische Häftlinge. Insgesamt waren rund 8.500 Personen in Reichenau festgehalten, mindestens 130 fanden dort den Tod.*

*Walter Winterberg wurde ins KZ Buchenwald deportiert, wo er mit Hilfe der illegalen Lagerorganisation überlebte. Das KZ Buchenwald bestand von Juli 1937 bis April 1945. Fast 280.000 Menschen aus ganz Europa erlitten dieses Lager und seine Außenkommandos. Über 56.000 Menschen wurden ermordet, sie verhungerten, erfroren und gingen aufgrund der katastrophalen Lebensbedingungen und Hygieneumstände elend zugrunde.*

*Nach dem Krieg ging Winterberg zur Polizei, studierte Jus und Dolmetsch und arbeitete bis zu seiner Pensionierung als Leitender Kriminalbeamter. Er engagierte sich zeitlebens gesellschaftspolitisch und lebt nach wie vor in Wien.*

*Rudolf Winterberg, der Onkel von Walter Winterberg, wurde im Juni 1942 nach Maly Trostinec deportiert und ermordet, Walters Onkel Karl wurde im November 1938 nach Dachau deportiert und entkam nach der KZ-Haft nach Shanghai. Vater Max Winterberg überstand dank seiner „arischen“ Ehefrau*

*Maria, geb. Deyerl, die NS-Zeit. Andere Verwandte überlebten im Exil oder als U-Boote in Wien.*

*Walter Winterberg schrieb seine Memoiren zwischen 1993 und 2002; 2019 kam das Manuskript in das DÖW. Es war für seine Familie gedacht, ist aber geeignet, sich an eine weit größere Öffentlichkeit zu richten. Auf jeden Fall muss es für die Nachwelt aufbewahrt werden. Nachstehend sind vor allem Auszüge ausgewählt, die gerade die Umstände des „alltäglichen“ Lebens nachzeichnen – den Unterricht nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und die Situation im Gemeindebau – sowie das relativ unbekannte Lager Reichenau in Innsbruck beschreiben (zu dem Johannes Breit wesentliche Forschungen vorgelegt hat). Die Auszüge enden (aus Platzgründen) mit der Deportation nach Buchenwald. Am Originalmanuskript wurde nichts Wesentliches geändert, es hat die nachstehenden literarischen Qualitäten mitgebracht.*

*Der Dank gilt Walter Winterberg und seiner Familie für die Überlassung des Manuskriptes und zahlreicher Fotos und Dokumente, die das DÖW dauerhaft aufbewahren wird.*

Am Anfang war gar nichts, man sah nur lauter Hakenkreuze, es sah aus, als ob alle Leute auf einmal lauter Nazis geworden seien. Jedermann (und jede Frau), Kinder, Greise, jeder hatte irgendein aus Blech gestanztes Hakenkreuz als Abzeichen angesteckt. Geschäftstüchtige Leute hatten damit bald einen schwunghaften Handel aufgebaut, es gab sie in allen Größen und um ein paar Groschen zu kaufen. Man musste es einfach tragen und jeder trug es. Wer keines trug, wurde jeden Augenblick auf der Straße angestänkert. Begeisterung war nicht nur allgegenwärtig, Begeisterung musste sein. Und viele, leider allzu viele waren wirklich begeistert. Warum? Um der Begeisterung willen. Es war wie eine Seuche, die auch auf die übergriff, die sich eigentlich gar nicht anstecken lassen wollten, sich aber kaum dagegen wehren konnten. Es ging nur, indem man sich ein möglichst kleines Hakenkreuz ansteckte, einfach so aus Alibi. Ich hatte eines, das nicht größer war als der Kopf einer Stecknadel mit einem Glaskopf. Es dauerte eine Weile, bis diese Seuche allmählich abklang. Zuletzt trugen dann nur mehr die PG's (Parteigenossen, also wirkliche Mitglieder der NSDAP) ihre Abzeichen.

Die Schule war einige Zeit, vielleicht eine oder zwei Wochen, einfach abgesagt. Vor allgemeiner Begeisterung war keine Zeit für Schule. Warum, weiß ich nicht, vielleicht, weil ja alles im Sinne der Nazis umorganisiert werden musste, vielleicht bloß, weil der Lehrkörper und der Stadtschulrat einfach konfus waren und nicht wussten, wie und was sie unterrichten sollten, wo doch

7

## GEBURTSSCHEIN

Von dem Magistrate  
der Bundeshauptstadt Wien  
(Abteilung 50)

bestätigt, daß in dem hieramtlichen Geburtsbuche, Band VII  
Blatt 24, Reihenzahl 47  
der nachfolgende Geburtsakt wortgetreu enthalten ist

Jahr, Monat und Tag der Geburt	Eintausendneunhundertzwanzigvier am 25sten, fünfundzwanzigsten (25. / I. 1924.) J a n u a r		
Name	W a l t e r		
Ort der Geburt	Wien, XX., Leystrasse Nr. 77/I/21		
Geschlecht	ehelich männlich	Religion	konfessionslos
Vater		Mutter	
Max Winterberg, konfessionslos, Kontorist, geboren am 21. Mai 1903 in Bratislava, Č.S.R. zuständig nach Wien Sohn des Jsidor Winterberg und der Sarolta geb. Elias wohnhaft in Wien, XX. Bezirk, Leystrasse 77		Maria Deyerl, konfessionslos, Hilfsarbeiterin, geboren am 8. Februar 1899 in Wien zuständig nach Wien Tochter des Barbara Deyerl und der wohnhaft in Wien, XX. Bezirk, Leystrasse 77	
Zeit und Ort der Eheschließung der Eltern	16. Februar 1925 in Wien - Magistrat		
Hebamme (Vor- und Zuname, Wohnort)	Maria Kerb, Wien, XX., Hellwagstrasse 23		
Name, Beschäftigung und Wohnort der Identitätszeugen			
Name und Diensttitel des Geburtsbuchführers	Ernest Reiter, Verw. Sekretär.		

Wien, am 28. Februar 1928

Für den Abteilungsvorstand:  
*Ernest Reiter*

Gen. Mag. Exp. Drucks. Nr. 282. H. 2711. 5. Pap. 1 A<sup>4</sup> 594/84 cm.

Geburtsschein von Walter Winterberg, Magistrat der Bundeshauptstadt Wien, ausgestellt am 28. Februar 1928

jetzt mit einem Schlag alles anders war. Und vielleicht auch bloß deshalb, weil die Jugendlichen – vor allem die „illegalen“ HJler – bei allen möglichen Aufmärschen und Jubelkundgebungen waren. Als dann per öffentlicher Anordnung der „normale“ Schulunterricht wieder begann, ging auch ich wieder zur Schule. Ich war einfach von den Socken, wie viele meiner Schulkollegen bereits in HJ-Uniformen herumliefen, sich mit ihrer „Illegalität“ brüsteten und wie die Pfaue daherstolzierten. Von zweien vermutete ich es ja schon früher. Sie waren auch in der Brigittenau zu Hause, und so gingen wir öfters gemeinsam von der Schule nach Hause. In der letzten Zeit vor dem Hitlereinmarsch hatten wir auch öfters politische Debatten, in denen weder sie noch ich mit unseren Ansichten hinter dem Berg hielten. Das Komische war, dass wir trotz alledem wie gute Schulkameraden in aller Freundschaft miteinander verkehrten. Noch waren sie nicht so verhetzt, wie das später dann der Fall war.

Als ich am ersten Schultag das Klassenzimmer betrat, war das Erste, das mir mein Schulkollege Egon Gruber laut entgegenrief: „Na, mit euch Kommunisten werden wir jetzt aufräumen.“ Das war die Begrüßung. Gruber war natürlich auch ein „illegaler“ Hitlerjunge – und er blieb es bis zuletzt. Ich muss aber sagen, dass bis auf einen – er hieß Schnatke – alle anderen Schulkollegen, wenn auch viele von ihnen begeisterte Nazis waren, charakterlich in Ordnung waren, dass sie mich trotz meiner anderen Gesinnung und meiner plötzlich ruchbar gewordenen „minderwertigen“ Abstammung weiterhin freundschaftlich behandelten. Bald spürte ich auch, dass einige wenige den Nazis eher ablehnend gegenüberstanden oder zumindest ihnen gegenüber indifferent waren. Manches änderte sich im Laufe der Zeit dann ja überhaupt. Ein stets mieser Vogel war jedoch dieser erwähnte Schnatke, der sich antisemitische und nazistische Stänkereien der übelsten Art bis zuletzt nie verkneifen konnte. Besonders in der ersten Zeit benahm er sich gegenüber den zwei jüdischen Klassenkollegen, die wir hatten, äußerst schäbig und beschimpfte sie unablässig. Der eine hieß Roth und stammte aus einer offensichtlich sehr armen Familie, er war vielleicht im Allgemeinen nicht sehr sympathisch, weshalb ihn auch schon vorher manche nicht mochten. Der andere hieß Rotstein, war aus einer besser gestellten Familie, immer nett und sauber gekleidet und ein ausgesprochen lieber, freundlicher Bub, immer gut aufgelegt. Er war bei allen beliebt – und gerade auf ihn hatte es dieser Schnatke besonders scharf. Rotstein ließ sich alles gefallen, er war der Typ, der sich nicht wehrte, sondern alles mit einem verzeihenden Lächeln hinnahm. So ein Mensch ist für einen miesen Charakter geradezu ein Anziehungspunkt. Schnatke beschimpfte beide ständig als „Saujuden“, sekkerte sie, wo er nur konnte, spuckte vor ihnen aus und machte auch unter den anderen Schulkollegen Stimmung gegen sie. Mit einem Wort, er ließ seinen rassistischen Hass gegen beide hem-

mungslos aus. Er war aber wirklich der Einzige in der Klasse, der sich so schäbig benahm. Auch mir gegenüber stichelte er fallweise, aber da er bei den anderen auf Ablehnung stieß, ignorierte er mich und strafte mich mit „arischer“ Verachtung, was mir nur recht war, weil ich seine Nähe sowieso nicht suchte. Die beiden jüdischen Klassenkameraden waren nicht lange bei uns, sie mussten nach ein oder zwei Monaten die Schule verlassen. Ich habe sie seither nie wieder gesehen und auch nichts von ihnen gehört, auch nicht nach dem Krieg.



Walter Winterberg im Gymnasium Franklinstraße, 3. Reihe, 2. v. r.

Für mich ging der Schulbetrieb eigentlich ganz normal weiter, was halt so in der Nazizeit „normal“ war. Das Einzige, was ich in dieser Zeit für mich persönlich positiv und angenehm empfand, war die Tatsache, dass es viel mehr Turnunterricht und viel mehr Sport gab als früher. An das zu Beginn jeder Turnstunde obligate Marschieren und Absingen von Nazi-Liedern gewöhnte man sich. Die HJler kannten diese Lieder natürlich alle und sangen sie recht forsch und laut, so dass die paar anderen und ich ruhig „largieren“ konnten. Zwei unserer Turnprofessoren waren stramme Nazis, die eine Abneigung gegen „Weichlinge“ hatten, hingegen gute Turner und agile Sportler bei allen möglichen Spielen und Wettkämpfen sehr schätzten. Da ich auch ein begeisterter Turner und Sportler war, akzeptierten sie mich trotz meines „Makels“.

Unter den Professoren ergab sich plötzlich ein neues Bild. Einige besonders stramme „Vaterländische“ entpuppten sich plötzlich als illegale Nazis oder waren auf einmal ganz begeisterte Anhänger des „Führers“. So auch unser späterer Klassenvorstand Bursik, der sich zum „Politischen Leiter“ mauserte und bei jeder Gelegenheit nazistische Propaganda von sich gab. Unser vormaliger Klassenvorstand Staudinger musste die Schule verlassen und wurde in der Folge überhaupt entlassen, weil er mit einer Jüdin verheiratet war und sich trotz enormen Drucks auf ihn nicht von ihr scheiden lassen wollte. Wir hatten einen jüdischen Mathematikprofessor namens Vitrovsky, der natürlich auch sofort gefeuert wurde. Der beging daraufhin Selbstmord, indem er sich eine Kugel in den Mund jagte. Er ahnte offenbar, was ihm bevorstand, denn er war körperlich schwerst behindert und wäre, wenn ihm nicht vielleicht die Emigration gelungen wäre, wahrscheinlich der deutschen „Euthanasiemedizin“ zum Opfer gefallen. Als Folge der später laufenden Einberufung zur Wehrmacht herrschte besonders im weiteren Kriegsverlauf eine ständige Knappheit an Lehrkräften. Komisch – nur die ganz strammen Nazis blieben, sogar der sportliche und relativ junge Turnprofessor (sein Name war Püchl) blieben an der Schule (zumindest bis 1942, dem Jahr meiner Matura). So kam etwa in der 6. Klasse Professor Bursik als Klassenvorstand zu uns. Er unterrichtete zuerst nur Latein, später unterrichtete er auch Geschichte, offenbar war seine politische Schulung als Politischer Leiter der Nazipartei Qualifikation genug hierfür. Sein Geschichtsunterricht sah dementsprechend auch aus, rassistisch, nicht nur antisemitisch, und ultragermanisch. Rückblickend betrachtet die reinste Idiotie. Ich muss aber trotz alledem der Wahrheit Ehre geben, er war mir gegenüber immer korrekt und auch nicht unfreundlich. Sein Verhalten war mir gegenüber in keiner Weise unterschiedlich im Vergleich zu den anderen Mitschülern. Er wurde zwar nach Kriegsende als offenkundiger Nazi vom Lehrdienst entlassen, aber nach der allgemeinen Entnazifizierung bald wieder eingestellt. Wie ich ihn einschätze, war er nachher wieder genauso ein „Demokrat“ in den Reihen der ÖVP wie so viele andere.

Er war unter unseren anderen Professoren an der Schule nicht der einzige stramme Nazi, die natürlich auch der NSDAP angehörten und das Parteiabzeichen stolz trugen. Ein besonders fanatischer Nazi war der Biologieprofessor Linke, den ich nach dem Krieg einmal traf und der sich noch immer so „treu seiner Überzeugung“ gab und seine Entlassung als schweres Unrecht bezeichnete. Auch er wurde wieder eingestellt. Unser Direktor Hinghofer, den wir wegen seines nervösen Augenleidens „Zwinkerl“ nannten, vormalig ein Super-Vaterländischer, wurde auch ein Parteigenosse der NSDAP, der zweite Turnprofessor Kaiser gab sich als illegaler Kämpfer aus und legte großen Wert

auf einen militärischen Ton im Turnunterricht. Er musste aber wegen seiner starken Kurzsichtigkeit (zumindest bis 1942) nicht einrücken. Wir hatten einen weiteren Biologieprofessor, Schachner oder Thaler oder so ähnlich, auch ein begeisterter Nazi, schon älter, der uns besonders gern mit der nazistischen Rassentheorie plagte. Der glaubte offenbar alles, was ihm die Nazi-propaganda eingab – und als die Rote Armee in Wien einmarschierte, erhängte er sich. Es gab eigentlich, soweit ich mich erinnere, fast nur NSDAP-Mitglieder unter den Lehrkräften, aber man kann nicht alle über einen Kamm scheren. Da gab es z. B. unseren Mathematikprofessor namens Harzer, eine Vaterfigur, der uns buchstäblich wie die eigenen Kinder behandelte, er war irgendwo aus Schlesien und nannte uns nur „Bieblein“, was ihm dann selbst den Spitznamen „Harzer-Bibi“ eintrug. Er hatte seinen Jammer mit uns: Im Laufe des Krieges und der ständigen Einberufungen wechselten unsere Mathematiklehrer dauernd, dementsprechend litt der Unterricht unter dieser Unbeständigkeit, und auch unser Wissen. Als wir dann als Letzten Harzer-Bibi bekamen, waren wir mit unse-

**PERSONENBESCHREIBUNG**

Beruf	Mittelschüler	Ehefrau
Geburtsort	Wien	
Geburtsdag	25.1.1924	
Wohnort	Wien	
Gestalt	mittel	
Gesicht	oval	
Farbe der Augen	braun	
Farbe des Haares	schwarz	
Besond. Kennzeichen	keine	

**KINDER**

Name	Alter	Geschlecht

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch das obenstehende Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

Wien, den 20. DEZ. 1938

Winterberg Walter

2 3

Reisepass von Walter Winterberg, Der Polizeipräsident in Wien, 20. Dezember 1938

ren Mathematikkenntnissen lehrplanmäßig ziemlich weit im Rückstand, und Harzer plagte sich mit uns vielleicht noch mehr als wir uns mit dem Lehrstoff. Heute muss ich sagen, dass ich mich noch immer frage, wie wir in Mathematik durch die Matura kamen. Irgendwie halt mit ein bisschen Glück und Schwindeln.

Ein anderes Prachtstück war unser Chemieprofessor. Er hieß Ziegelbauer, war ein Steirer und ein „wirklicher“ illegaler Nazi gewesen, nicht bloß so ein Wendehals. Er wurde dann zum Leiter des Luftschutzes des Kreises oder des ganzen Gaues ernannt, jedenfalls war er auf diesem Gebiet ein „hohes Tier“. Er war auch schon älter, sah sehr schlecht durch seine dicken Brillen, hatte ein falsches Gebiss, das ihm manchmal herauszufallen drohte, hörte schon furchtbar schlecht, stank nach Tabak – und spuckte beim Reden, wobei man sein Murmeln und Nuscheln oft nicht verstehen konnte. Er war aber ein freundlicher, fast väterlicher Charakter, was die Sache noch schlimmer machte. Wenn er mit einem Schüler sprach, legte er ihm den Arm auf die Schulter, beugte sich infolge seiner Schwerhörigkeit ganz nahe zu seinem Gesicht – und spuckte ihn beim Reden gehörig an. Er führte gern chemische Experimente vor, auch wenn sie ihm oft danebengingen. Er gab bei Prüfungen nie schlechte Noten und war daher allgemein bei den Schülern beliebt. Sein Tick war: Er ging fast immer in seiner Luftschutzuniform mit bombastischen blauen Aufschlägen und in Stiefelhosen herum, auch im Unterricht. Er wohnte in Floridsdorf, und Mitschüler – die meisten waren ja selbst aus dem Bezirk – sagten, dass sie ihn auch sonst immer nur in Uniform herumlaufen sahen. Eine Uniform war ja in dieser Zeit immerhin ein Grund, sich stolz vor den Leuten zu zeigen, wobei ich glaube, dass die Leute meistens gar nicht wussten, wo sie diese Phantasieuniform hingeben sollten. SA, SS, NSKK, Politische Leiter (im Volksmund „Goldfasane“ genannt), HJ, BdM, Arbeitsdienst, die Uniformen kannte ja jeder, aber diese? Die war so selten wie die „blaue Mauritius“ unter Briefmarkensammlern.

Ich habe zuerst vielleicht ein bisschen zu schwarz (oder braun) gesehen. Es gab schon auch Professoren, denen man ansah, dass sie mit den Nazis nicht viel am Hut hatten, sie konnten natürlich nicht auffallen, aber man sah das schon an ihrem Verhalten und an ihrem Unterricht, und vor allem – sie waren eben keine Mitglieder der NSDAP und trugen diese Abzeichen nicht. Einer von diesen war unser Geographieprofessor Dr. Bauer. Er war ein Wiener Neustädter und offensichtlich christlich orientiert, trotzdem war er auch in der Schuschniggzeit stets zurückhaltend und tat sich nicht als besonders „vaterländisch“ hervor. Wir hatten zu ihm ein etwas distanzierendes Verhältnis, was darin liegen mochte, dass er doch – aus unserem Bubenalter gesehen – schon älter war. Er war auch ziemlich ernst, ich habe ihn nie schmunzeln oder lachen gesehen. Ich glaube

heute fast, er fürchtete sich vor uns, und das – wie ich heute mit einer gewissen Scham gestehen muss – zum Teil mit Recht. Es ist fast so wie mit Hunden, wenn die spüren, dass jemand Angst vor ihnen hat, dann gehen sie erst recht auf ihn zu. Und solche „Hunde“ waren auch wir: Er tat keinem von uns etwas, er gab nicht einmal schlechte Noten, aber wir sekkierten ihn mehr als alle anderen Professoren, wahrscheinlich, weil er so einen hilflosen Eindruck machte. Gerade, dass er einmal, wenn es ihm zu bunt wurde, mit eher weinerlicher Stimme protestierte. Es war sicherlich nicht seine politische Haltung, dass man ihn so gerne sekkierte, es war schlicht und einfach Lausbüberei. Als ich dann in der Nazizeit allmählich seine wirkliche Gesinnung erahnte, beteiligte ich mich selbst nicht mehr an den Streichen gegen ihn. Er war offensichtlich ein richtiger „Schwarzer“, vielleicht sogar ein Monarchist, jedenfalls kein Sympathisant der Nazis. Er hatte in der ganzen Schule den Spitznamen „Mufti“, weil er dieses Wort irgendwie komisch aussprach. Wenn man ihn in unserem Kreis erwähnte, sagte man nur „Muft-ti“, obwohl er keineswegs stotterte. Ganz im Gegensatz zu der Darstellung der Nazipropaganda erzählte er im Unterricht ganz offen und sachlich über andere Länder und Völker, ohne diese großdeutsche Überheblichkeit, wie sie damals gang und gäbe war. Sein Vortrag war das reine Gegenteil vom Geschichts-„Unterricht“ unseres Bursik. Besonders krass war das, als wir im Unterricht über die Sowjetunion lernten. Er war für die damalige Zeit der wüsten antisowjetischen und antislawischen Propaganda von den „asiatischen Untermenschen“ geradezu sensationell, was er uns damals an trockenen Fakten erzählte. Ich weiß nicht, wie die anderen Schulkollegen das aufnahmen, aber für mich war das eine persönliche Botschaft.

Dass der Kriegsverlauf immer ein heiß debattiertes Thema in unserer Klasse war, ist klar. Dass die meisten meiner Schulkollegen und auch die Professoren die Siege und Vormärsche der Deutschen Wehrmacht begeistert kommentierten, ist auch nicht erstaunlich. Ich selbst musste mich mit meinen gegensätzlichen Ansichten natürlich völlig zurückhalten und vermied es, mich von den anderen in solche Gespräche verwickeln zu lassen. Etwas Seltsames ist mir allerdings genau in Erinnerung. Mein späterer Zahnarzt Helmut Schwarzmann war auch einer von jenen, die im März 1938 bereits als „illegale“ HJler in Uniform herumliefen. Er war jedoch die ganze Zeit mir gegenüber immer anständig und ein freundlicher Schulkamerad gewesen. Es war glaublich im Winter oder im Frühjahr 1942, die Deutsche Wehrmacht hatte bereits vor Moskau ihre ersten Hiebe bekommen und die Front war wieder ins Stocken geraten. Da kam eines Tages „Blacky“ (so nannten wir Schwarzmann) zu mir, als ich in der Pause allein beim Fenster stand. Wir waren ganz allein, da sagte er plötzlich ganz leise zu mir: „Die Russen haben bei Jelnja (oder ähnlich) die Deutschen in einer

Offensive zurückgeworfen, und die Deutschen haben dabei schwere Verluste erlitten.“ Ich war etwas überrascht, nicht über die Nachricht, die hatte ich schon gewusst, und sagte bloß: „So?“ Kein Wort mehr, er auch nicht. Ich bin mir bis heute nicht klar darüber, wollt er mich aushören oder wollt er mir andeuten, dass er auch kein Nazi mehr wäre? Ich wollt ihn auch nach dem Krieg nicht darauf anreden, jetzt, wo alles vorbei war. Schwamm drüber. Was hätte er mir auch schon gesagt?

### Propaganda und „Feindnachrichten“

Ich war damals schon sehr konspirativ geschult, zumindest in der Schule. Im Kreise der Jugendlichen in unserem Gemeindebau waren ich und meine engeren Freunde andererseits nicht so vorsichtig. Ich bzw. mein Vater hatten zwei illegale Informationsquellen. Eine war ein Freund meines Vaters, ein alter Sozi namens Theurer, der in unserem Gemeindebau wohnte. Er war Briefträger, und weil er nicht ganz gesund war, musste er vorerst nicht einrücken, später dann hat man auch ihn eingezogen. Er war im Postamt Rasumovskygasse im 3. Bezirk und hatte u. a. auch den Rayon Prinz Eugen-Straße, in der sich die Schweizer Botschaft befand (und noch immer befindet). Dorthin hatte er auch Schweizer Zeitungen (Basler Nachrichten, Neue Zürcher Zeitung u. a.) zuzustellen. Vorher hat er sie immer selbst durchgelesen, und wenn es besonders interessante Frontmeldungen gab, kam er zu uns und stellte sie eben erst einen Tag später zu. Er kam in der Dunkelheit, und wir konnten die Zeitungen lesen, ohne dass jemand eine Ahnung davon haben konnte. In diesen Zeitungen waren die Wehrmachtsberichte sowohl der Deutschen Wehrmacht als auch die Frontberichte der Engländer, der Amerikaner und auch der Roten Armee enthalten. So konnten wir uns ein einigermaßen objektives und reales Bild von der wirklichen Frontlage machen.

Die zweite Quelle war der frühere Arbeitskollege meines Vaters, der Autobuschauffeur Klima, der auf unserer Nebenstiege wohnte und dessen jüngerer Sohn Fredi mein Freund war. Der war schon seit 1934 Kommunist und sehr gut mit uns befreundet. Dass ich mit meinem Freund verkehrte und öfters auch bei ihm in der Wohnung war, war in keiner Weise auffällig. Klima hatte einen für die damalige Zeit leistungsstarken und modernen Radioapparat der Marke Minerva, damals etwas ganz Besonderes – nicht so einen „Volksempfänger“, mit dem man nur deutsche Sender empfangen konnte. Klima hatte, da er drei Kinder hatte, eine größere Wohnung, somit einen Raum, der nicht an eine Nachbarwohnung anschloss. So musste er nicht fürchten, dass ihn jemand

durch die Wand abhören konnte. Mit seinem Apparat konnte er ungestört BBC und Moskau in deutscher Sprache empfangen. Von ihm erfuhren wir laufend, was wirklich an den Fronten los war. Fallweise war ich selbst bei ihm und hörte mit ihm Auslandsnachrichten.

Es gab ja ansonsten überhaupt keine Möglichkeit, sich über die wahre Lage zu informieren, es gab nur die Nazizeitungen, das Naziradio und die Deutsche Wochenschau in den Kinos. Jede Woche kam in die Kinos die neue Wochenschau, und ich muss sagen, ich ging fast regelmäßig einmal in der Woche ins Kino, allein schon wegen der Wochenschau. Wenn heute oder nach dem Krieg die Leute sagten, sie hätten nicht gewusst, was die Nazis in den besetzten Gebieten an Verbrechen verübt hatten, so ist das einfach gelogen. In den Wochenschauen brüsteten sich die Nazis bis zuletzt ihrer „Heldentaten“ ganz offen, besonders in den Tagen ihrer Siege zeigten sie mit Stolz und einem heute unvorstellbaren Zynismus ihre rassistische Überheblichkeit. Mit ist genau erinnerlich, wie sie triumphierend nach dem Sieg über Frankreich die eroberten Rohstoff- und Lebensmittellager und ihren Abtransport nach Deutschland zeigten. Genau so offen zeigten sie auch, wie sie im Osten die Juden und Jüdinnen zusammentrieben und erniedrigten, wie sie sie in die Ghettos sperrten und wie sie die halb verhungerten Gestalten, Frauen, Kinder und Greise mit den rüdesten Beschimpfungen verhöhnten. Für sie waren diese Menschen nur minderwertige Untermenschen – und sie zeigten ihnen ohne jegliche Skrupel, wie deutsche Herrenmenschen mit solchem „Ungeziefer“ umsprangen. Sie zeigten im Bewusstsein ihrer Siege und der Unbesiegbarkeit des „Tausendjährigen Reiches“, wie sie in den russischen Städten Razzien durchführten und auf den Straßen und aus den Häusern Menschen zusammentrieben und als Arbeitsklaven nach Deutschland verfrachteten. Sie prahlten mit Turnsälen in deutschen Schulen, welche mit russischem und ukrainischem Getreide bis an die Decke angefüllt waren, das sie in den Getreidespeichern allein nicht mehr unterbringen konnten. Sie beruhigten das „deutsche Volk“, dass man es in diesem Krieg nicht werde aushungern können wie im Ersten Weltkrieg, sie zeigten ihm, wie man riesige Viehherden aus dem Osten nach Deutschland trieb, wie man Industriebetriebe ausräumte und die Maschinen und Rohstoffe nach Deutschland verlud. Und als sie dann auf dem Rückzug waren, zeigten sie auch, wie man Fabriken in die Luft jagte, Brücken, Kraftwerke sprengte, ja sogar, wie sie jeden einzelnen Telefonmast umlegten. Stolz zeigten sie „deutschen Erfindergeist, der mit sogenannten „Schienenpflügen“ sämtliche Eisenbahngleise unbrauchbar machte. Das waren schwere Pflüge, die von zwei oder drei Lokomotiven nachgezogen wurden und die Schienenschwellen zerfetzten. Und sie zeigten immer wieder einzeln oder massenweise aufgehängte

„Banditen“. Das alles konnte man in diesen Wochenschauen unverblümt mit dem beruhigenden und selbstbewussten Kommentar sehen und hören: „Wir haben genug zu essen, ganz Europa steht uns zum Ausplündern zur Verfügung. Und wenn wir zurück müssen, bleibt den Bolschewiken nur ‚verbrannte Erde‘.“

Die Kinobesucher und -besucherinnen quittierten diese Wochenschauen teilweise mit freudigem Staunen ob der beeindruckenden „Heldentaten“.

Später dann beklagten sich die Leute weinerlich über den alliierten Bombenterror, ganz und gar verdrängend, wie Göring sich gebrüstet hatte: „Meier will ich heißen, wenn je ein feindliches Flugzeug deutsche Grenzen überfliegt.“ Ganz und gar war vergessen, wie die Luftwaffe „Coventry pulverisierte und Birmingham coventrisierte“. Die Zerstörung Warschaus, Rotterdams, Belgrads und vieler anderer Städte, das alles wurde jetzt überhaupt nicht mehr registriert, aber als man dann selbst die Bomben auf den Kopf bekam, da heulten die Nazis plötzlich auf über den „feigen Bombenterror“.

So einseitig also die Berichterstattung von damals auch war, nachher im Selbstmitleid zu zerfließen und zu jammern, man hätte von alledem nichts gewusst, ist schlicht und einfach verlogen. Fast alle hatten damals irgendeinen Angehörigen oder Bekannten, der einmal von der Front kam und sicherlich auch einmal das eine oder andere erzählte. Es kommt halt drauf an, was er erzählte und wie er es schilderte.

Auf unserer Stiege wohnte eine Familie, deren Sohn mit mir nicht gerade befreundet war, aber mit dem ich doch auch Kontakt hatte. Einmal kam er als junger Leutnant von Frankreich auf Urlaub, bepackt mit Koffern. Er erzählte ganz stolz, was man dort alles „ganz billig“ kaufen konnte, was es hier bei uns schon lange oder überhaupt nicht gab. Der zweitälteste Sohn unserer Nachbarn, „Tontschi“ (Anton), war Flieger geworden. Das war natürlich was, und er fühlte sich wie ein Held inmitten unserer Schar Neugieriger. Auch er schilderte seine Bombenangriffe, wie unter ihm die Häuser zerbarsten und Brände loderten, wie auf den Straßen die Flüchtlingskolonnen auseinanderstoben, wenn er über sie hinwegbrauste. Und er freute sich sichtlich über den Schrecken, den er verbreiten konnte.

Aber es gab auch den Klima-Fredi, meinen Freund. Er war 1942 und 1943 auf einem Feldflughafen in der Nähe von Konotop in der Ukraine stationiert. Als er einmal auf Urlaub war, schilderte er, was sich dort abspielte. Obwohl er nicht direkt an der Front war, sah er genügend, aber er sah das als Kommunist und eben anders als die Jubelkrieger. Ein Freund meines Vaters, der Name ist mir entfallen, war in Polen stationiert, auch er schilderte bei einem Urlaubsaufenthalt die Grausamkeit der Wehrmacht und der SS gegen die polnische Bevölkerung und meinte wortwörtlich: „Ich hoffe nur, dass ich von dort

rechtzeitig wegkomme, denn wenn die Polen mit uns das machen, was ihnen angetan wird, dann Gnade uns Gott.“ Leider kam er aus dem Krieg nicht zurück. Er hatte zwei Söhne, einer war auch im Osten bei der Infanterie, der andere war bei der deutschen Kriegsmarine, der Jüngere war in meinem Alter. Beide kamen ebenfalls im Krieg um. Die Frau starb kurz nach dem Krieg vor Gram.

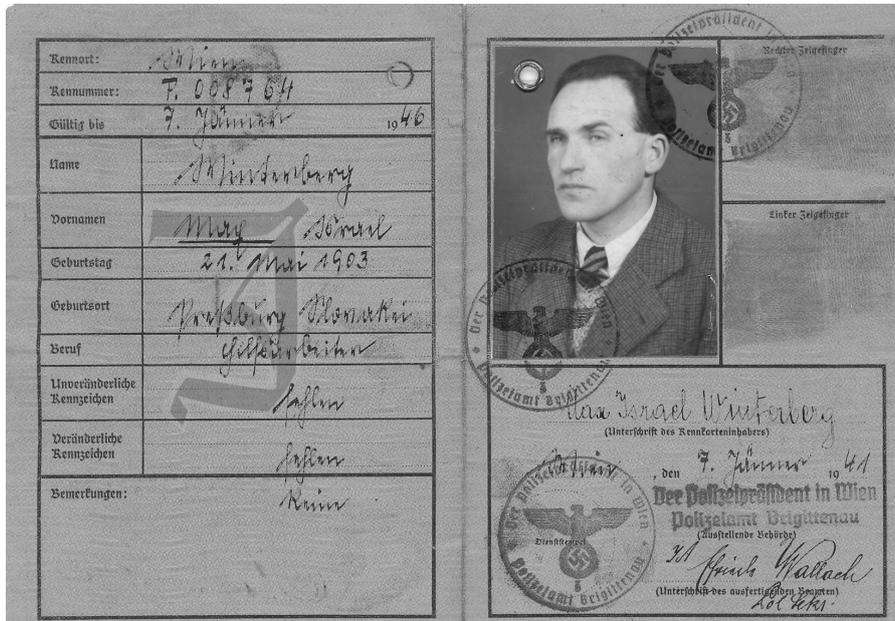
## Freunde und Nachbarn

Meine Schulzeit verlief im Wesentlichen ohne besondere Probleme, auch im Kreise meiner engeren und weniger engen Freunde im Gemeindebau ging alles seinen gewohnten Trott. Genau genommen hatte ich eigentlich nur vier wirkliche Freunde im Gemeindebau, die alle ausgesprochene Nazigegner waren. Da wir mehr zusammen waren als mit den anderen und unsere Einstellung niemandem ein Geheimnis war, waren wir den anderen Gleichaltrigen irgendwie verdächtig und anrühlich. Nicht gerade verfemt, aber in ihren Augen doch „anders“. Die Übrigen waren alle in der HJ, wir vier eben nicht. Sie sagten es nicht offen, aber wenn sie unter sich über uns redeten, hielten sie uns schon für Kommunisten. Nicht dass sie eigentlich wussten, was das überhaupt ist, sie kannten SA-Leute, die ja in Uniform herumliefen, vielleicht wussten sie aus ihren eigenen Erinnerungen sogar noch, was ein Heimwehrler war, aber Kommunisten waren ihnen optisch noch nie untergekommen. Sie wussten nur aus der intensiven Nazi-propaganda: Kommunisten und Juden sind das Böse schlechthin. Sie spürten eher instinktiv, dass wir nicht auf der Seite ihres Führers standen – das stand für sie fest. Genau genommen waren sie eigentlich unpolitische Jugendliche, sie interessierten sich nicht sonderlich für Politik, die es unserem heutigen Verständnis nach damals auch gar nicht gab, denn es gab nur die Nazi-propaganda – und von der waren sie vollkommen vereinnahmt. Und es gab den Krieg, das einzige Thema überhaupt, welches das ganze damalige Leben beherrschte. Und im Krieg war es selbstverständlich für sie, dass man auf der Seite der Heimat, im konkreten Fall auf der Seite der Nazis zu stehen hatte.

Trotzdem waren sie Jugendliche wie wir auch, wir spielten mitsammen Fußball, wir machten Radpartien in die nähere Umgebung, wir gingen miteinander auf die Donauwiese oder zur Kammerschleuse baden und wir saßen im Hof auf den Bänken und redeten über dies und das. Und zwangsläufig politisierten wir auch, das ließ sich manchmal gar nicht vermeiden. Die Nazis wussten, wie man Propaganda macht, und sie hatten auch die Mittel dazu:

In unserem Gemeindebau gab es natürlich ein Parteilokal der Nazis. Und es gab in jedem Hof zwei oder drei Lautsprecher, über die die Nazis die zahlreichen Sondermeldungen und Führerreden laut hinaus dröhnten. Zur Zeit ihrer Siege gab es jeden Augenblick so eine Sondermeldung, in der die Deutsche Wehrmacht wieder eine Stadt in Feindesland erobert oder einen Geleitzug der Engländer versenkt hatte. Die Nazis in ihrem Parteilokal schalteten diese Lautsprecher ein, sobald ihnen vermutlich von höherer Stelle eine unmittelbar bevorstehende Sondermeldung avisiert wurde. Vorher ließen sie minutenlang Marschmusik erdröhnen, dazwischen immer die jeweils typische Kennmusik, damit jeder wusste, auf welchem der zahlreichen Kriegsschauplätze gerade wieder gesiegt worden war. Da gab es einige wie „Bomben auf England“ oder bei U-Boot-Erfolgen „... denn wir fahren gegen England“, oder in Afrika „Panzer rollen in Afrika vor“ oder im Frankreichfeldzug „... über Schelde und Rhein...“. Beim Feldzug im Osten spielten sie einige martialisch klingende Takte aus einer Symphonie von Franz Liszt.

Anfangs, als die Deutschen noch überall vormarschierten, war dieses Fanfarengeschmettere für uns stets ein leiser Schock. Unsere HJ-Buben gaben uns dann immer hämisch Saures, wie man so sagt, sie stichelten und hänselten uns, weil sie wussten, dass uns das gar nicht gefiel. Aber im Laufe der Zeit gab es auch andere Meldungen. Ich muss sagen, es war eigentlich mehr so ein Bubengeplänkel und war nie so richtig gehässig, ich glaube, es genügte ihnen, dass sie uns zeigen konnten, dass sie Recht hatten und sie einfach die Besseren und Stärkeren waren. Das ging so eine geraume Zeit, sie waren in der Offensive, wir in der Defensive. Polen, Frankreich, Skandinavien, dann der Balkan, die Bombardierung englischer Städte, die Versenkung englischer Geleitzüge, der Vormarsch in Afrika – das war die Zeit der überschwänglichen Triumphe der Nazis. Aber dann kamen die ersten „Sondermeldungen“ von heldenhaften „Frontbegradigungen“ (so umschrieben die Nazis die Rückzüge und verlorenen Schlachten), dann von der heldenhaften Verteidigung von Städten, die man noch weit hinter der Front währte. Ich erinnere mich an die zahlreichen Sondermeldungen über Nordafrika, die Namen der Städte Tobruk, Bengasi, El Alamein, Gollum kamen immer wieder vor, diese Städte wechselten zwei oder dreimal ihren Besitzer und jedes Mal gab es eine Sondermeldung, einmal wenn die Nazis sie eroberten oder rückeroberten, dann wieder über die heldenhafte Verteidigung und den heldenhaften Rückzug „mit schwersten Verlusten für den Feind“. Von den eigenen Verlusten war nie die Rede. Das war die Zeit, wo die Nachbarsbuben uns höhnten, wenn die Nazis siegten, dafür ärgerten sie sich dann über unsere hämischen Bemerkungen, wenn sie auf dem Rückzug waren, was dann immer häufiger der Fall war.



**Kennkarte für Juden von Max Winterberg, ausgestellt vom  
Polizeiamt Brigittenau am 7. Jänner 1941**

**Max und Maria  
Winterberg, geb. Deyerl,  
Walter Winterbergs  
Eltern**



Heute wundere ich mich noch immer, dass dieses immerhin gefährliche Bubengeplänkel keine Folgen hatte, doch es blieb offenbar doch alles mehr oder weniger unter uns Jugendlichen. Ganz so ohne war es aber dann doch nicht. Wir hatten Tür an Tür eine Nachbarsfamilie, die Frau eine aktive Nazissin und Funktionärin. Meine Mutter als „Arierin“ grüßte sie gerade mal, meinen Vater oder mich würdigte sie jedoch keines Blickes. Ihr Sohn Ernstl war vielleicht ein Jahr jünger als ich und gehörte auch zu unserer Bubenpartie, er war stets Zeuge unserer politischen Plänkeleien. Er war aber eher ein verschlagener Typ, er redete nie mit und hielt sich auch so eher im Hintergrund, auch in sportlicher Hinsicht. Seine starke Seite in unseren Augen waren sein Koffergammophon und seine Schlagerschallplatten. Bei Schönwetter brachte er sie hinunter in den Hof, und wir Buben saßen um ihn herum und hörten begeistert der Musik zu. Er war natürlich auch ein strammer HJler und ging brav und regelmäßig „zum Dienst“ in der HJ. Ebenfalls auf unserer Stiege wohnte im Erdgeschoss eine Familie Pospischil, da war die Frau Tschechin, ihre Mutter, die auch bei ihnen wohnte, sprach noch sehr schlecht Deutsch. Mutter und Tochter hatten früher neben der Familie meines Vaters in dem alten Zinshaus in der Leystraße 75 gewohnt und hatten ein sehr gutes Verhältnis zueinander: Mein Vater und die Tochter waren seinerzeit Jugendfreunde gewesen. Sie waren nie Nazis gewesen, im Gegenteil, seit die Nazis die Tschechoslowakei besetzt hatten, waren sie ausgesprochene Nazigegner, sie hatten ja noch Verwandte drüben. Die Pospischils hatten mit anderen Hausparteien auf unserer Stiege auch Kontakt, was ja bei uns kaum der Fall war. Eines Tages sagte die Frau Pospischil zu meiner Mutter: „Sagen Sie Ihrem Buben, er soll nicht politisieren, wenn der Hofmann Ernstl dabei ist. Die Hofmann, unsere Nachbarin, habe ihr gesagt, sie werde mich anzeigen, wenn ich noch einmal feindliche Propaganda mache.“ Meine Mutter hat mir ordentlich den Kopf gewaschen, und wir haben uns eine Zeit lang etwas zurückgehalten, besonders wenn der Hofmann Ernstl dabei gewesen ist.

[...]

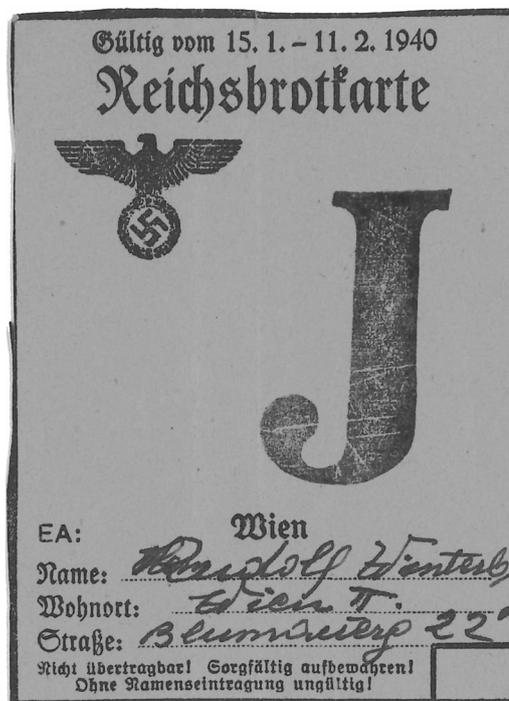
## Widerstand in Gemeindebau und Betrieb

Unser Bekanntenkreis war sehr klein, aber es gab dennoch den einen oder anderen, der die gleiche Gesinnung hatte wie wir, auch in unserem Gemeindebau. Ich kann mich an zwei oder drei erinnern, deren Namen mir aber im Laufe der langen Zeit seither entfallen sind, von denen ich damals schon annahm, dass sie der illegalen Kommunistischen Partei angehörten – was, wie sich nach der



Der Onkel von Walter Winterberg, Rudolf Winterberg (hier mit Gitarre), wurde im Juni 1942 nach Maly Trostinec deportiert und ermordet.

Reichsbrotkarte für Rudolf Winterberg, gültig von 15. Jänner bis 11. Februar 1940



Befreiung dann herausstellte, auch stimmte. Einer davon kam in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen zu uns, wir sprachen von ihm nur als dem „kleinen Franzl“, was seiner Statur entsprach. Er kassierte bei meinem Vater für die „Rote Hilfe“, d. h. also für die KP. Mit dem kassierten Geld wurden Angehörige von Inhaftierten oder justifizierten Genossen unterstützt. Diesem „kleinen Franzl“ verdankt mein Vater sicherlich sein Leben. Franzl, er hieß Malik und wohnte, soviel ich weiß, in der Hellwagstraße, war ein aktiver Funktionär der KP, der eine größere Gruppe von Genossen betreute und kassierte. Er wurde, wie ich dann nach dem Krieg erfuhr, von der Gestapo verhaftet und hingerichtet. Er ist mit einer größeren Gruppe aufgefliegen, zu der auch u. a. mein späterer Schwiegervater, den ich damals noch nicht kannte, angehörte. Es war unter den zahlreichen Verhafteten einer Gruppe von Arbeitern und Arbeiterinnen der Metallgießerei Hardy in der Marchfeldstraße gegenüber dem späteren Globushaus. Zu der Gruppe gehörten auch die in unserem Gemeindebau auf Stiege 5 wohnenden Frauen Nemeč und Baumgartner. Der ganzen Gruppe wurde der Prozess gemacht und sie alle wurden wegen Hochverrats verurteilt und verbrachten die Zeit bis zum Kriegsende in Gefängnissen oder in KZ. Franz Malik wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Mein Schwiegervater kam in das KZ Mauthausen, wo er bis zur Befreiung durch die US-Truppen inhaftiert war. Sein Freund und Arbeitskollege Jaroslav Kazda, mit dem ich dann später durch meinen Schwiegervater und durch die gemeinsame Arbeit bei der Polizei in sehr engem Kontakt war, kam in das Zuchthaus Straubing. Der „kleine Franzl“ war – wie gesagt – der Betreuer dieser Gruppe, aber er kassierte auch noch andere Leute, darunter meinen Vater. Wenn er bei der Gestapo den Namen meines Vaters angegeben hätte, wäre auch mein Vater sicherlich hochgegangen (das sagte man damals, wenn jemand verhaftet wurde), und er wäre allein schon wegen seiner „Abstammung“ umgebracht worden. Ich selbst war zu dieser Zeit auch schon in Haft und habe das erst später erfahren, als mir mein Schwiegervater einmal seine Anklageschrift zeigte. Ich wusste zwar, dass Frau Nemeč, mit deren Tochter Regine ich nach 1945 kurze Zeit liiert war, in Haft war, aber die näheren Umstände waren mir nicht bekannt gewesen.

[...]

## Eingezogen zur Technischen Nothilfe

Es war im Jänner 1943, da erhielt ich eine Aufforderung, mich in der Wiener Zentralstelle der TN (Technische Nothilfe) in der Gauer mann gasse im 1. Bezirk

zu stellen. Ich ging hin und wurde gleich dortbehalten, bekam meinen Marschbefehl in die TN-Kaserne in der Lerchenfelderstraße 1. Das waren in der Monarchie große Stallungen für die Militärpferde gewesen, ein altes Gebäude entlang der Museumsstraße. Heute gibt es dieses Gebäude nicht mehr. Dort bekam ich eine schwarze Uniform verpasst. Wer die TN und ihre Aufschläge auf die Uniform nicht kannte, musste uns für SS-Leute halten, denn schwarze Uniformen gab es ja sonst für keine andere Einheit. Außerdem eine feldgraue Uniform, die genauso wie die normale Wehrmachtsuniform aussah, nur eben auch mit schwarzen Aufschlägen in Form eines Zahnrades. Auch die Waffen-SS hatte solche Uniformen, nur zeigten deren ebenfalls schwarze Aufschläge das SS-Zeichen. Die wenigsten Leute kannten diesen Unterschied, weil es nur relativ wenige TN-Leute gab und daher diese Uniform nur selten zu sehen war. Weiters bekamen wir eine Drillichuniform, die als Arbeitsuniform diente. Gleich der erste Tag in der Kaserne diente der Belehrung, dass wir nunmehr der Deutschen Polizei unterstanden und diese unterstand wieder unmittelbar der SS. Für uns galt die Disziplinargewalt der SS, wurde uns gleich drohend beigebracht. Wir haben Gott sei Dank weder viel von der SS noch von der Polizei gesehen.

Die TN war ein eigenartiger Verein, in dem es nur „Wehrunwürdige“ gab, zu denen „rassisch“ Wehrunwürdige, Angehörige der tschechischen Minderheit, die sich nicht germanisieren lassen wollten, und Kriminelle mit schweren oder häufigen Vorstrafen gehörten. Bezeichnend war, dass die „Führer“ der jeweiligen Arbeitstrupps immer Kriminelle waren. Auch in unserem Arbeitstrupp von etwa 10 bis 15 Mann hatten wir drei solcher Leute, einer davon hatte offiziell den militärischen Rang eines Scharführers (ganz wie bei der SS) und war der Führer des Bautrupps, der andere war Vorarbeiter (auch er hatte einen Rang, aber ich weiß nicht mehr, wie der hieß) und der Dritte war unser Koch. Alle drei waren wirklich miese Figuren. Der Scharführer war sozusagen Quartiermeister, weil wir ja dauernd andere Quartiere bezogen, der Vorarbeiter, ein schon älterer Mann, hatte die Aufgabe, die vorgegebene Arbeit zu beaufsichtigen und uns anzutreiben, der Dritte hatte die Lebensmittel zu beschaffen, für uns zu kochen und das Essen auf die Baustelle zu bringen, was ohne Fahrzeug für ihn nicht immer leicht war. Die große Mehrheit unseres Arbeitstrupps bestand aus Tschechen und Slowaken, die als Minderheit in Wien oder Niederösterreich wohnten. Ich und noch ein anderer „Mischling“ aus Wien namens Mraz waren die Einzigen, die in dieser Zeit als Deutsche galten.

[...]

## Ein folgenschweres Wagnis

Schon bevor ich noch zur TN kam, trug ich mich mit dem Gedanken, irgendwie ins Ausland zu flüchten, um mich in irgendeiner Form dem bewaffneten Kampf gegen die Nazis aktiv anzuschließen. Mein Freund Kanov und ich redeten unter vier Augen öfters darüber, doch waren unsere Vorstellungen aus heutiger Sicht eher abenteuerlich und illusionistisch.

[...]

Eines Tages war Kanov weg, auch sein jüngerer Bruder konnte nicht sagen, wohin und warum er plötzlich weg war. Nach einiger Zeit war er plötzlich wieder da, und er erzählte mir, er sei nach Kärnten gefahren, weil er die Absicht gehabt hätte, zu den slowenischen Partisanen zu gelangen. Aber gleich auf dem Bahnhof von Klagenfurt (oder Villach) sei er schon beim Aussteigen aus dem Zug von einer Militärstreife angehalten worden. Als junger Mann im wehrfähigen Alter sei er sofort kontrolliert worden. Da er keinen Verwandten- oder Bekanntenbesuch glaubhaft machen konnte und er auch keinen anderen Grund für seine Reise in ein als partisanenverdächtig bezeichnetes Gebiet angeben konnte, sei er festgenommen, aber dann kurzerhand wieder in einen Zug nach Wien gesteckt worden. Er sagte, es habe dort auf dem Bahnhof nur so von Uniformierten gewimmelt, dass er als Zivilist, noch dazu im wehrfähigen Alter, einfach auffallen musste. Dabei hatte er riesiges Glück gehabt, denn hätte man ihn der Gestapo übergeben und hätten die in Wien nachgeforscht, wären sie draufgekommen, dass sein Vater zu dieser Zeit schon lange als Kommunist im KZ war (ich weiß nicht mehr genau, aber ich glaube, er war in Flossenbürg). Was dann mit ihm geschehen wäre, kann man sich leicht denken.

Ich selbst hatte bis dahin noch keine klare Vorstellung, wohin ich gehen wollte. Nun war mir klar, dass der Weg nach Jugoslawien nicht gangbar war, also beschloss ich, über die Schweiz zu den Maquis in Frankreich zu gelangen.

[...]

Ich glaube, es war am 2. oder 3. Jänner 1944, da bestieg ich den Nachtzug nach Feldkirch in Vorarlberg, wo ich spät in der Nacht ankam. Ich blickte mich vorsichtig um, aber zu meinem Erstaunen sah ich weder Uniformen noch die Militärkontrolle. Offenbar war diese Grenze doch nicht so kritisch für die Nazis. Vorher hatte ich natürlich die Landkarte genau studiert und fand mich sogleich örtlich zurecht. Ich machte mich sogleich auf den Weg, nur weg vom Bahnhof, um ja nicht aufzufallen. Ich vermied auch die Straße nach Tisis, der letzten Ortschaft vor der Grenze zu Liechtenstein, ich bewegte mich stets mehr am Waldrand. Die Landschaft war schneebedeckt und weiß. Das hatte ich leider

vorher nicht bedacht, ich hätte eigentlich eine weiße Tarnkleidung haben müssen. Meiner Schätzung nach sollte ich schon ganz nahe an der Grenze sein, da musste ich ein schneebedecktes Wiesenstück überqueren. Da ich einen eher dunklen Anorak und eine dunkle Schihose anhatte, bemerkte mich ein Grenzpolizist. Er schrie mich an, sofort stehen zu bleiben, doch ich lief schnell in die Richtung, wo ich die Grenze vermutete. Da schoss er zwei oder dreimal, und als ich die Kugeln pfeifen hörte, warf ich mich in den Schnee und blieb liegen. Der Grenzpolizist ging mit entsichertem Karabiner auf mich zu, Widerstand oder Flucht war jetzt zwecklos und auch unmöglich. Ich musste mit erhobenen Händen einige Schritte vor ihm zu Grenzstation gehen, die meiner Schätzung nach nicht mehr als 50 bis 100 Meter entfernt war.

[...]

Im Nachhinein gesehen habe ich eigentlich großes Glück gehabt, wenn ich an den Bedrich Zimmel denke. Dem hat die SS wegen eines Stückes Brot an einen russischen Fremdarbeiter eine Anklage zusammengestellt, die auf Fahnenflucht lautete, was ja vollkommen erlogen war. Aber das reichte für diese Verbrecher, ihn zu erschießen. Man hätte mir eigentlich wirklich Fahnenflucht vorwerfen können, aber ich habe Glück gehabt und bin dann nur in Buchenwald gelandet.

Nach so langer Zeit sind mir natürlich Einzelheiten, besonders genaue Daten, nicht mehr in Erinnerung. Ich glaube, bevor ich ins Landesgericht kam, wurde ich noch zur Gestapo in Feldkirch gebracht. Dort empfing mich ein relativ junger SS-Mann, der nur die Leibesvisitation an mir vornahm. Ich musste mich völlig nackt ausziehen, er durchsuchte alle meine Kleidungsstücke ganz genau, ob ich nicht etwas eingenäht hatte, und zuletzt sah er mir wie ein Arzt in den After. Er sprach die ganze Zeit kein Wort mit mir und übergab mich dann einem älteren Beamten in Zivil, der mit mir die erste Einvernahme durchführte.

[...]

Nach der Vernehmung kam ich in das landesgerichtliche Gefangenenhaus Feldkirch, in eine Einzelzelle. In der blieb ich ca. drei oder vier Wochen. Das war schon hart, nichts zu tun, nichts zu lesen, nur sinnieren, was da kommen würde.

[...]

Nach etwa vier Wochen wurde ich von einem Schupomann (Beamten der Schutzpolizei) abgeholt und mit der Bahn nach Innsbruck überstellt. Es war eine normale Bahnfahrt in einem normalen Personenzug, allerdings waren nicht sehr viele Leute im Waggon. Der Schupomann war in Uniform, er hatte mir keine Handschellen angelegt, aber er hatte mir vorher schon gesagt, dass er

beim geringsten Fluchtversuch von der Schusswaffe Gebrauch machen würde. So kam ich in das Polizeigefangenenhaus in Innsbruck, das nicht sehr weit vom Bahnhof entfernt war.

[...]

## Das Lager Innsbruck-Reichenau

Ich blieb nicht lange im Polizeigefangenenhaus, kurze Zeit später wurde ich von dort zur nächsten Station weitergeleitet. Wieder brachte mich ein Schupo-mann, diesmal mit Handschellen, zu Fuß in das Lager Reichenau. Ich weiß nicht, ob Reichenau damals zur Stadt Innsbruck gehörte oder schon außerhalb der Stadt lag, heute ist dort der Flughafen von Innsbruck.

[...]

Dort kam ich hin. Es war ein relativ kleines Lager, soweit ich mich noch erinnern kann, bestand es aus vielleicht 5 oder 6 Häftlingsbaracken, aus einer Kommandanturbaracke, einer SS-Mannschaftsbaracke, einer Baracke, in der die Wäscherei, das Bad, die Desinfektion und anschließend die Häftlingsküche untergebracht war. Vielleicht gab es noch irgendwelche Baracken, aber ich hatte nie die Gelegenheit, viel von dem Lager zu sehen. Außer der Wäscherei, in die ich kommandiert wurde und wo ich den ganzen Tag verbrachte, und der Schlafbaracke kam ich fast nirgends hin. Es gab einige Arbeitskommandos, die zu Arbeiten außerhalb des Lagers geführt wurden, aber weil sie bei mir offenbar Fluchtgefahr argwöhnten, musste ich die ganze Zeit im Lager bleiben. Das Lager wurde von SS-Leuten beaufsichtigt, es waren nicht sehr viele, weil das Lager ja sehr klein war und der Häftlingsstand nur etwa 150 bis 200 betrug, wobei ein ständiges Kommen und Gehen von Häftlingen herrschte.

Neben den SS-Leuten gab es noch einen Polizeimeister (das heißt damals so, der war ein Polizeioffizier im Range eines Leutnants oder Oberleutnants) namens Gamper und einen Schupo-Wachmeister (etwa im Rang eines heutigen Polizei-Bezirksinspektors) namens Harm. Der Polizeimeister war nominell der stellvertretende Lagerkommandant und trat eigentlich nicht sehr viel in Erscheinung. Er ging hin und wieder durch das Lager, war ruhig, schrie nicht herum, tat keinem Häftling etwas. Ich hatte den Eindruck, er tat eher ungern diesen Dienst. Vielleicht war das Lager nur eine Nebenstelle für ihn, die er halt fallweise aufsuchen musste, sein eigentlicher Dienstbereich war wahrscheinlich in der Polizeidirektion. So viele Polizeioffiziere wird es damals in der ganzen Direktion nicht gegeben haben, wo man doch im Hinterland Personal einsparte und mehr an der Front brauchte. Das war wohl auch der Grund, warum man den

Wachtmeister Harm dorthin, d. h. in dieses Lager, kommandierte. Der war nämlich schon ziemlich alt, ich schätze so an die 60, außerdem hinkte er an einem Bein, war also für die Front nicht tauglich. Dieser Harm war ein ausgesprochener Sadist, der mit Lust und Wonne seine Macht über die Häftlinge ausübte. Er ging stets mit einem dicken Stock im Lager herum und prügelte damit aus dem nichtigsten Grund jeden Häftling, der auch nur schief schaute. Er war ein richtiger, primitiver Tiroler Bauernlackel, ein fanatischer Nazi und Ausländerhasser. Sein besonderer Hass richtete sich gegen die „Walschen“, also gegen Italiener, die er besonders gerne drosch. Und wehe, einer versuchte, vor den Schlägen zu fliehen oder sie abzuwehren, dann drosch er ihn umso ärger und hörte meist erst auf, wenn er selbst müde wurde. Ich muss hier erwähnen, dass es sehr viele Italiener im Lager gab, zeitweilig stellten sie sogar die Mehrheit. Meist handelte es sich um frühere „Gastarbeiter“, die nach der Kapitulation Italiens nicht in Deutschland bleiben wollten und versuchten, nach Italien zu gelangen. Wenn sie am Brenner oder in Südtirol von den Deutschen aufgegriffen wurden, kamen sie dann zuerst nach Reichenau, von wo sie die Gestapo halt in irgendein deutsches KZ weiterschickte.

Auch hier gab es jeden Tag einen Früh- und einen Abendappell. Da musste man sich auf der Lagerstraße in einem Block aufstellen und die Häftlinge wurden nach ihrer Nummer aufgerufen und jeder musste laut „Hier!“ rufen, wenn seine Nummer gerufen wurde. Die Nummern wurden natürlich in deutscher Sprache gerufen und so mancher neu angekommene Ausländer hatte Schwierigkeiten, die Nummern zu verstehen. So musste die Nummer zwei oder drei Mal aufgerufen werden, was den Ablauf des Rappports verzögerte. Das rief dann den Zorn des Schupomannes Harm hervor und führte dann meistens zu einer Prügelorgie gegen das Opfer. Wir hatten die Nummern in Form eines runden Blechplättchens an einer Schnur um den Hals gebunden. Wenn die Nummer nicht gleich verstanden wurde, sah eben ein Nachbar links und rechts von ihm die Nummern am Hals des anderen nach und gab dem Betroffenen dann einen Rippenstoß, damit dieser dann laut „Hier!“ schrie, was dem Säumigen aber seine Tracht Prügel wegen der Verspätung meist nicht ersparte. Die Nummern wurden zudem nicht in der zahlenmäßigen Reihenfolge aufgerufen, sondern nach der jeweiligen Tagesliste, die sich infolge der laufenden Zu- und Abgänge stets änderte. Wurde etwa der Häftling mit der Nummer 8 oder 127 am Tag vorher aus dem Lager transferiert, dann bekam der nächste Neuzugang diese Nummer, sodass der Nummernaufruf völlig durcheinander erfolgte, was die Sache für sprachunkundige Ausländer noch schwieriger machte. So ergab sich für Wachtmeister Harm jeden Tag ein Anlass zum Prügeln.

Dieser Harm hatte außer sonstigen Gemeinheiten, die ihm gerade einfielen, eine besondere Vorliebe für das „Abspritzen“. Ich war ungefähr Mitte Jänner in das Lager gekommen, und es hatte um diese Zeit – bis Mitte April – in dieser alpinen Gegend bittere Minustemperaturen bis zu 15–20 Grad. Wenn dem Wachtmeister Harm ein Häftling irgendwie aufgefallen war, dann wurde er zur Strafe „abgespritzt“. Er musste sich im Waschraum nackt ausziehen und wurde dann von Harm mit einem Schlauch mit eiskaltem Wasser abgespritzt. Harm machte es ein besonderes Vergnügen, den Bestraften mit dem Schlauch von einer Ecke in die andere zu treiben, wenn dieser versuchte, dem Wasserstrahl auszuweichen, und besonders gerne spritzte ihm Harm in die Geschlechtsteile, weil das ja besonders schmerzlich war. Die Prozedur dauerte oft einige Minuten und die Opfer waren völlig durchgefroren und erschöpft, während der Folter schrien sie fürchterlich vor Schmerz. Ich konnte das genau beobachten, weil ich ja in der anschließenden Wäscherei zu tun hatte. Der Kapo der Wäscherei – wir waren dort nur zu zweit – war ein eher alter Slowene, der schon viele Monate in diesem Lager war. Er war nebenbei auch der Blockälteste in meinem Schlafblock, was aber keinerlei Funktion war, die mit irgendwelchen Privilegien verbunden war – außer mit einer, die ich noch erwähnen werde. Der Mann war ein Bauer gewesen, den man von seinem Hof vertrieben hatte, er war wortkarg und sehr ernst, aber ein äußerst anständiger Mensch, der anfangs mir gegenüber misstrauisch war. Einige Male kam Harm mit einem Opfer und begann den Betreffenden abzuspritzen, aber dann wurde es ihm zu lästig und er rief den Kapo, übergab ihm den Schlauch und befahl ihn, den Mann weiter abzuspritzen, worauf er sich selbst entfernte. Der Kapo gab dem Mann zu verstehen, er solle recht laut schreien, und dabei spritzte er in die andere Ecke. Ich stand in der Nähe des Barackeneingangs und schaute nach dem Wachtmeister aus. Der kam aber dann oft gar nicht mehr, so dass der Kapo die Folter von sich aus beendete, was aber nicht ganz ohne Risiko war, denn Harm war sehr launisch und jähzornig. Aber mit dem alten Kapo schrie er dann nur herum und beschimpfte ihn.

Besonders liebte Harm aber auch Kollektivstrafen, wobei man meist nicht wusste, was der Anlass dazu war. Dann rief er mit seiner Trillerpfeife alle Häftlinge der Innenkommandos zusammen und ließ sie Runden um die Baracken laufen. Das war nicht nur wegen der körperlichen Verfassung und wegen des oft fortgeschrittenen Alters für einige Häftlinge geradezu Folter, sondern besonders deswegen, weil manche oft nur Holzpantoffel hatten und die Lagerwege zentimeterhoch mit Kies bestreut waren. Ich war damals noch jung, gerade zwanzig geworden, hatte vorher hart in der TN gearbeitet und auch noch Fußball gespielt, war also gut trainiert, aber auch mir ging bei diesen Runden richtig der Atem aus. Manche konnten einfach nicht mehr weiter und blieben

erschöpft liegen, der eine oder andere bekam dafür auch prompt Prügel von Harm. Zu den oben erwähnten Innenkommandos gehörten die Häftlinge der Häftlingsküche, das waren drei oder vier sehr schwache, gebrechliche oder alte Männer, deren einzige Aufgabe es war, Kartoffeln zu waschen und in Viertel zu schneiden. Die Erdäpfel wurden nicht geschält, sondern wurden mit der Schale in der Suppe gekocht. Diese „Suppe“ war eine reine Wassersuppe mit ein paar geviertelten Erdäpfeln, sonntags waren die Erdäpfel geschält und mit ein bisschen Einbrenn angerührt. Das war unser tägliches Essen, zum Frühstück gab es schwarzen Kaffee aus Kaffeersatz und zwei Scheiben Brot. Nachtmahl gab es keines, außer man hatte sich eine der zwei Scheiben für den Abend aufgehoben. Kein Wunder, dass die Häftlinge, die schon länger im Lager waren, bei dieser Kost stark abgemagert waren. Ich selbst hatte zu Hause noch etwa 67 Kilo, bei meiner späteren Einlieferung in Buchenwald hatte ich nur mehr 51 Kilo auf der Waage.

Der Tagesablauf war folgender: Um 5 Uhr morgens war Weckruf. Da kam ein SS-Mann und öffnete die Baracke, darauf ging alles im Laufschrift. Zwei jeweils abwechselnd eingeteilte Häftlinge mussten den Klo-Bottich ebenso im Laufschrift in die Latrinenanlage tragen, dort ausleeren und wieder mit Wasser angefüllt zurück in die Wohnbaracke tragen. Nachtsüber waren wir ja eingesperrt und mussten den Bottich benutzen. Dieser war ein ziemlich großer Holzbottich, der mit dem Wasser zusammen schon seine 50 bis 60 Kilo schwer war. Beim Lauf war es fast unvermeidlich, dass das schmutzige Wasser einem über die Hand lief, mit der man den Haltegriff hielt. Der Weg bis zur Latrine war etwa 20 bis 30 m weit. Ein anderer holte indes die Kanne mit dem Kaffee und das Brot für die Baracke. Dann ging es im Laufschrift in die Wäschereibaracke zum Waschen, mit nacktem Oberkörper, das Handtuch um den Nacken geschlungen, und das bei den damals herrschenden klirrenden Frosttemperaturen. Hinein in die Wäschereibaracke, blitzschnell mit dem eiskalten Wasser ohne Seife Gesicht und den ganzen Oberkörper unter strenger Aufsicht der SS oder von Harm waschen – und schon der nächste Pfiff, d. h. Waschen beenden und hinaus in die Kälte, denn die Leute vom nächsten Block kamen schon, Abtrocknen auf dem Rückweg zur Wohnbaracke, alles im Laufschrift. Dort konnte man sich dann anziehen, das Bett machen und frühstücken. Ich glaube, das Brot und den Kaffee brachte immer der Barackenälteste, das war aber kein Privileg für ihn, er bekam deswegen nicht mehr als die anderen, das einzige Privileg bestand für ihn darin, dass er dafür nie den Klo-Bottich tragen musste, weil er eben in dieser Zeit den Kaffee und das Brot holte. Ich erinnere mich noch gut daran: Der Hunger war so groß, dass man froh war, wenn in dem, was sich halt Kaffee nannte, ein bisschen Sud im Häferl war, denn das war zumindest etwas

Festes. Jede zusätzliche Kalorie war bei dem ständigen Hunger wertvoll – zumindest bildete man sich das ein.

Die Frühstückszeit war kurz, um sechs Uhr mussten alle an ihre Arbeitsplätze bzw. zu ihrem Außenkommando. Ich musste in die Wäscherei, was ja eine leichte Übung war, es war dies der gleiche Raum, in dem wir uns waschen mussten. Es gab zwei oder drei Reihen von Wasserhähnen, vielleicht zusammen etwa 20 Wasserhähne, aus denen es aber nur Kaltwasser gab, statt einzelner Waschbecken gab es in jeder Reihe eine lange, durchlaufende Blechrinne mit einem Ablauf. Alle zwei Wochen gab es ein frisches Hemd aus blauweiß gestreiftem Stoff. Diese Hemden zu waschen, war meine und des Kapo Aufgabe. Alles nur mit kaltem Wasser, ich weiß gar nicht mehr, ob es überhaupt Seife gab, Waschpulver sowieso nicht. So pritschelte ich den ganzen Tag im kalten Wasser, und es war kein Wunder, dass ich bald eine Mordserkältung mit einer langwierigen Nebenhöhlenentzündung bekam. Ein Krankmelden gab es aber nicht und so wusch ich halt Tag für Tag weiter, bis das Ganze wieder von selbst verging. Als junger Mensch hält man so etwas ja aus. Zum Glück konnte ich mein einziges Taschentuch immer wieder auswaschen, ansonsten schnäuzte ich mich eben in die Waschrinne. Eines Nachts wurde ich munter und spürte, wie sich die Verstopfung in meiner Stirnhöhle lockerte. Ich beugte mich aus dem Bett und spürte, wie sich die Nase entleerte. In der Nacht war es ja finster, wir hatten in der Baracke keinen Schalter, der war draußen an der Baracke, und wenn die SS abends draußen abschaltete, hieß das Nachtruhe und es blieb finster, bis frühmorgens um 5 Uhr die SS wieder einschaltete. Als ich in der Früh aufwachte, sah ich unter meinem Bett einen ziemlich großen Eiterklumpen, der sich aus meiner Stirnhöhle losgelöst hatte. Ich musste den rasch wieder aufwischen, bevor die SS Stubenvisite machte und ich vielleicht Schwierigkeiten bekommen hätte. Ich nahm einfach meine Unterhose und wischte damit auf. Ich konnte zum Glück die Unterhose in der Wäscherei dann waschen, aber ich lief den ganzen Tag ohne Unterhose herum, was bei der herrschenden Kälte nicht gerade angenehm war, wo wir doch ohnehin den ganzen Tag unter der Kälte litten. In der Schlafbaracke hatten wir Gott sei Dank einen Ofen, um den sich dann alle drängten. Es gab aber stets nur eine beschränkte Anzahl von Holzscheiten, sodass es gerade bis zum Schlafengehen einigermaßen warm war.

Die Baracke war nicht sehr groß, etwa 8 m lang und etwa 6 m breit, an den beiden Längswänden standen je vier oder fünf Doppelstockbetten. Wir waren also bei Vollbelag ca. 16 oder 20 Häftlinge in der Baracke. In der Mitte des Raumes war ein langer Tisch, vor jedem Stockbett waren zwei Holzhocker, also pro Mann einer. Auf diesen Hocker musste man vor dem Schlafengehen seine Kleider schön zusammengelegt hinlegen, die Unterhose musste obenauf liegen,

d. h. man hatte nachts nur das Hemd an. Da jeder nur eine Decke hatte, fror man dabei fürchterlich. Ich wundere mich heute noch, dass ich bei dieser dauernden Kälte überhaupt schlafen konnte. Wir hatten im Raum ein Lavoir und einen Krug. Solange das Feuer im Ofen brannte, wärmten wir das Wasser auf, zum Teil wegen der Luftfeuchtigkeit, andererseits konnte man sich die durchgefrorenen Hände aufwärmen. In der Nacht kühlte es derart ab, dass in der Frühe das Wasser in dem Lavoir gefroren war. Manchmal versuchte der eine oder andere, sich seine Unterhose anzuziehen, was allerdings ein großes Risiko war, weil die SS manchmal in der Nacht überraschende Kontrollen machte und es dann Strafen für den Betreffenden gab. Ich habe es auch zwei oder drei Mal getan und habe dabei Glück gehabt, aber vor dem Aufsperrn der Baracke musste man blitzschnell schauen, dass die Unterhose wieder fein säuberlich auf dem Hocker lag.

An der Rückseite der Baracke war ein Fenster, etwa einen Meter dahinter verlief der innere Stacheldraht mit starken Lampen. Der Kontrollstreifen ging rund um das ganze Lager. In diesem patrouillierte ein SS-Mann mit Gewehr und einem scharf abgerichteten Schäferhund, der von dort aus auch Einblick in die Baracken hatte. Auf einen Vorfall im Zusammenhang damit werde ich später zurückkommen. Diese Bewachung wurde immer von ganz jungen SS-Männern durchgeführt, man sagte, die meisten seien irgendwelche Volksdeutsche gewesen. Samstagvormittag wurde noch gearbeitet, der Nachmittag galt der Reinigung der Baracke: Da musste der Boden aufgewaschen, die Fenster geputzt, die Decken gelüftet, die Strohsäcke umgedreht und wieder geglättet und halt sonst noch alles gemacht werden, was der jeweilige SS-Mann so verlangte. Der damalige Winter war in meiner Erinnerung der kälteste, den ich je erlebt hatte, und er dauerte unendlich lang. Ich glaube, es war noch im April saukalt. Der Hunger und die Kälte waren das, was mir neben einigen anderen Erlebnissen in Reichenau am schlimmsten in Erinnerung geblieben ist.

Das Schlimme an diesem Lager war überhaupt, dass es ein sehr kleines Lager war mit relativ wenigen Häftlingen. Da gab es keine Anonymität, wo man in der großen Masse von Häftlingen eher verschwand wie etwa später im KZ Buchenwald. Hier war man nach einigen Tagen den SS-Leuten und dem Harm bekannt, und wehe, wenn dem einmal einer unangenehm aufgefallen war. Ich blieb Gott sei Dank von ihm ungeschoren, ich bemühte mich auch, ja nicht aufzufallen.

[...]

Eines Tages gab es nach dem Einrücken der Arbeitskommandos hektisches Treiben der SS. Es wurde herumgebrüllt und mit der Trillerpfeife herumgepfiffen und alle Häftlinge in ihre Baracken getrieben. Nach einiger Zeit wur-

den wir wieder herausgepiffen und mussten uns in einer Kolonne hinter der letzten Baracke aufstellen, was sonst nie der Fall war, während ich dort war. Dann mussten wir in die Lagerstraße, wo der Appell stattfand, einbiegen. Da sahen wir, dass an der Dachrinne der Latrinenbaracke ein Häftling aufgehängt war. Wir mussten alle beim Vorbeigehen – „rechts schaut!“ – den erhängten Häftling genau ansehen, das bläute uns die SS vorher schon ein. Alle SS-Leute und Harm und natürlich der Kommandant standen dort, und Letzterer hielt dann eine kurze Ansprache, in der er den polnischen Häftling, der dort hing, als Plünderer bezeichnete, der deswegen zum Tode verurteilt und seiner „gerechten Strafe“ zugeführt worden war. Offensichtlich war der junge Mann von keinem Gericht verurteilt worden, denn er war ja vorher noch im Arbeitskommando gewesen, sondern war dies eine Eigenmächtigkeit der SS oder der Gestapo, wie ich das später noch öfters erleben konnte. Über die wahre Begebenheit erfuhr ich erst später von den „Piccoli“, auf die ich noch zu sprechen komme. Innsbruck war nach Wiener Neustadt eine der ersten Städte in Österreich, die von alliierten Bombern bombardiert wurde. Knapp bevor ich in dieses Lager gekommen war, fand so ein Angriff statt. Arbeitskommandos unseres Lagers waren zu Aufräumungskommandos in der Stadt eingeteilt. Kameraden eines dieser Kommandos erzählten, dass diese Arbeit sehr gefährlich war, weil die Ruinen immer wieder einzustürzen drohten. Neben den Häftlingen waren natürlich auch andere Leute, Zivilisten, Militär, Feuerwehr, Fremdarbeiter u. a. bei diesen Arbeiten. Es wurde vor allem auch der noch unversehrte Hausrat der ausgebombten Bewohner geborgen, wobei sich manche dieser Opfer froh und dankbar für die Hilfe zeigten. Eine Frau, so wurde erzählt, habe dem Polen, der wahrscheinlich infolge seines verhungerten Aussehens ihr Mitleid erregte, ein Glas Marmelade zugesteckt. Offenbar wurde dies von irgendjemandem der SS zugetragen und der Häftling wurde am Lagereingang durchsucht, wobei man das Glas mit Marmelade fand. Das reichte für die Gestapo und die SS aus, um den jungen Mann aufzuhängen. Das war nicht die einzige Untat der Naziverbrecher während meiner kurzen Aufenthaltsdauer.

Ich habe die „Piccoli“ erwähnt. Die Nazis hatten aus den besetzten Ostländern Millionen Menschen als Arbeitssklaven nach Deutschland verschleppt, darunter auch Kinder. Im Lager Reichenau befanden sich etwa 10 oder 12 solche Kinder im Alter von etwa zehn bis 15 Jahren. Sie waren ursprünglich Bauern zugeteilt gewesen und kamen ins Lager, weil sie von ihnen ausgerissen waren oder weil sie „unbefugt“ Lebensmittel genommen und verzehrt hatten. Im Lager wurden sie zu persönlichen Hilfsdiensten für die SS herangezogen, mussten deren Quartiere sauber halten, die Uniformen reinigen, die Stiefel putzen. Manche waren schon lange vor mir ins Lager gekommen. Da sie im Lager

zu tun hatten und relativ wenig beaufsichtigt waren, kamen sie auch oft in die Wäscherei, so dass ich bald engeren Kontakt zu ihnen bekam. Ich hatte schon zu Hause während meiner Schulzeit begonnen, Russisch zu lernen, sodass wir uns mit meinen wenigen russischen Wörtern und sie mit ihren wenigen deutschen Wörtern, die sie gelernt hatten, bald ganz gut verständigen konnten. Bald wussten sie, dass sie in mir einen Freund hatten, der ihnen zwar nicht helfen konnte, aber doch gut gesinnt war. So erfuhr ich eine Menge von ihnen, vor allem einmal die Namen der SS-Männer und verschiedene Dinge und Vorfälle, die sie mitbekommen konnten. Nebenbei, es gab auch andere Russen im Lager, die schon älter waren und auch bei Bauern gewesen waren, aber die mussten in die Arbeitskommandos. Piccoli waren nur die Kleinen.

[...]

Unter ihnen war einer von den eher Jüngeren, so um die 12 Jahre, der stark hinkte. Er war bei einem Bauern gewesen und hatte dort bei der Arbeit einen Unfall, bei dem er sich ein Bein brach. Er wurde ganz notdürftig versorgt und musste nach kurzer Zeit wieder Arbeiten verrichten, die er nicht konnte und auch nicht wollte. Der Bauer nahm auf seine Behinderung überhaupt keine Rücksicht, schrie mit ihm herum und schlug ihn auch wiederholt. Er versuchte zweimal, davonzulaufen, wurde jedoch bald aufgegriffen und kam schließlich in das Lager. Der Junge hieß Kulik und war aus der Ukraine, er sagte mir damals auch den Namen seiner Ortschaft und des Oblast (Kreis), aber ich habe ihn unterdessen vergessen. Auch die anderen Piccoli, mit denen ich sprach, erzählten mir, wie sie einfach zusammengefangen worden waren, bei manchen die ganze Familie, wie man sie auseinanderriss und in tagelangen Bahnfahrten dann irgendwohin verfrachtete. Mit geographischen Angaben taten sie sich zu meist schwer, zumal sie ja nur die cyrillische Schrift beherrschten und daher nie wussten, wo sie gerade waren. Sie wussten nur, dass sie auf einmal – jeder für sich – „u baura“ (bei einem Bauern) waren. Alle erzählten, dass sie schlecht behandelt wurden, dass sie schwerste Arbeit verrichten mussten, wenig zu essen, dafür aber oft Schläge bekamen und dass sie schließlich ausgerissen waren. Und so seien sie schließlich ins Lager Reichenau gekommen, einer nach dem anderen, die einen früher, die anderen später, mancher schon vor mehr als einem Jahr. Sie erzählten auch, dass bei manchen Bauern auch russische oder ukrainische Mädchen, die etwa so alt wie sie selber waren, als Zwangsarbeiterinnen gehalten wurden, denen es auch nicht besser erging.

[...]

Dann gab es einen anderen „Deutschen“, ich glaube, er war Steirer oder Kärntner, etwas älter als ich, der von Beruf Maurer war. Eines Tages, ich glaube im Februar, bekam er vom Lagerkommandanten den Auftrag einen Bunker zu

bauen, weil es so etwas in diesem Lager noch nicht gab. Dieser Strafbunker wurde an der Schmalseite der Wäschereibaracke angebaut und bestand, als er dann fertig war, aus zwei Zellen, die nicht größer als einen Meter im Quadrat waren. In dieser Zelle stand ein offener Kübel für die Notdurft, sonst nichts. Der Strafhäftling konnte dort nur stehen oder zusammengekauert auf dem Betonboden sitzen. Der Bunker war aus Ziegeln gebaut und mit Mörtel verputzt, die Zelle hatte kein Fenster, war somit völlig finster, nur an der massiven Türe waren einige kleine Luftlöcher. Da zu dieser Zeit tagsüber auch noch fallweise Minustemperaturen herrschten, konnte der Maurer oft nur während der wärmeren Mittagsstunden arbeiten, sodass sich der an und für sich gar nicht große Zubau über einige Zeit erstreckte. Aber schließlich war er dann doch fertig.

In der Wohnbaracke nebenan war unter den Häftlingen ein Pole, der tadellos deutsch sprach. Er war Jude und etwa 40 bis 45 Jahre alt. An den Samstagnachmittagen, an denen wir die Baracken reinigten, konnten wir uns auch vorübergehend außerhalb der Baracken aufhalten. Wenn wir die Decken zum Auslüften außen aufhängten oder die Hocker ins Freie stellten, während drinnen der Boden geschrubbt wurde, konnte man also auch mit den anderen Häftlingen reden, wenn gerade kein SS-Mann in der Nähe war. So kam ich auch einmal mit diesem Polen ins Gespräch. Er war offenbar eher ein Intellektueller und wir waren in den wenigen Worten, die wir miteinander reden konnten, weitgehend einer Meinung über die politische und militärische Lage. Worüber redeten politische Häftlinge in dieser Situation schon? Man war ja von der Außenwelt völlig abgeschnitten, irgendwelche Neuigkeiten konnte man nur von einem Neuankömmling erfahren, sofern dieser auch tatsächlich von außen kam und nicht von einem anderen Gefängnis oder Lager. Bei unserem ohnehin nur aus wenigen Sätzen bestehenden Gedankenaustausch achteten wir sorgsam darauf, dass nicht etwa ein SS-Mann in der Nähe war, zumal das Sprechen untereinander streng verboten war. Es war bei diesen Reinigungsarbeiten sogar gefährlich, innerhalb der Baracke allzu offen zu reden, weil das hintere Fenster ja offen war und der Weg des Kontrollrundganges der SS bloß einen Meter vom Fenster entfernt war. Hier konnte leicht der SS-Posten, der ständig vorbei patrouillierte, die Gespräche belauschen. Was dann einmal leider geschah.

Einige Zeit später – der frisch gemauerte Bunker war bereits fertig – erzählten mir die Piccoli, dass die SS den genannten Polen in die Kommandobaracke abgeführt hätten und ihn dort fast zu Tode geprügelt hatten. Dann hätten sie den bewusstlosen, blutig zusammengeschlagenen Mann in den eiskalten Bunker geworfen. In der Früh war der Mann tot. Die Piccoli mussten den Toten wegtragen und das Blut im Bunker aufwaschen. Wie sie mir erzählten, habe der Pole

während der samstäglichen Reinigung der Baracke mit einem anderen Häftling politisiert und dabei gesagt, dass die Nazis den Krieg bereits verloren hätten. Der SS-Mann, der auf Patrouille vorbeiging, hätte das Gespräch mit angehört und in der Kommandantur gemeldet. Die Piccoli, die von der Sache wussten, gingen natürlich ein großes Risiko ein, als sie mir das erzählten, daher erzählte ich den Vorfall keinem anderen Häftling weiter.

[...]

## Transport nach Buchenwald

Eines Tages, ich weiß nicht mehr genau, war es Ende April oder Anfang Mai 1944, wurde ich von einem SS-Mann, ich glaube, es war Baier, in die Kommandanturbaracke abgeholt. Dort war u. a. der Kommandant, Baier und ein Schupomann. Auf seinem Schreibtisch hatte Mott einige Papiere liegen, die so übereinandergelegt waren, dass jeweils von dem unteren Blatt gerade so viel

Einlieferungsschein  
für 20 Reichsmark an  
Walter Winterberg,  
KZ Buchenwald  
15. Mai 1944

(Raum für Vermerke des Absenders)

---

**Einlieferungsschein**  
— Sorgfältig aufbewahren —

20 Reichsmark *Rpfl*  
(in Ziffern)

Empfänger: *Schutzhäftling*  
*Walter Winterberg*  
*№ 22956 Block 59*  
in *Konzentrationslager*  
*(15) Weimar - Buchenwald*

Postvermerk *1851*  
Einlieferungsnummer  
*Holz*  
Postannahme

*20 WIE MAR 15*  
*15. V. 44. 18*

frei war, dass ich darauf unterschreiben konnte. Mott befahl mir alle diese Papiere zu unterschreiben. Ich wollte natürlich lesen, was ich da unterschreiben sollte. Das oberste Papier war rot, da stand groß darauf: „Schutzhaftbefehl“. Der Inhalt war ungefähr: „... wird zum Schutze des Deutschen Reiches in Haft genommen, weil der Verdacht besteht, dass er sich ins feindliche Ausland begeben wollte, um gegen das Deutsche Reich tätig zu werden...“. Viele Menschen sind heute noch der Meinung, Schutzhaft werde im Interesse einer gefährdeten Person, d. h. also zu deren Schutz angewendet. Dem ist aber nicht so – zumindest damals nicht. Die Schutzhaft wurde „zum Schutze des Deutschen Reiches“ verhängt und war faktisch eine Haft auf unbestimmte Zeit, ohne Beweisverfahren, ohne Urteil und ohne irgendein Rechtsmittel dagegen. Das konnte ich gerade noch lesen, doch als ich mich anschickte, das oberste Blatt genauer zu lesen, herrschte mich Mott zynisch an: „Wann’st net gleich unterschreibst, kriegst ein paar Tritt in den Arsch!“ Also blieb mir nichts anderes übrig als zu unterschreiben. Darauf übergab Mott die Papiere, etwa 5 oder 6 an der Zahl, dem Schupomann, der steckte sie ein und sagte zu mir: „Also komm.“ Er hatte den Befehl, mich zur Bahn zu bringen. Ich wendete mich ihm zu, da sagte Mott: „Grad dir traue ich zu, dass du abhaust, du Kommunist!“ Ich konnte mir denken, was da unter anderem in den diversen Papieren stand, die da mit mir gingen. Offenbar hatte die Gestapo in Wien ihre Erhebungen über mich gemacht und war dabei sicherlich bei unserer Nachbarin gelandet, die ja eine stramme Nazissin war und deren Sohn Ernst ja oft genug mit mir politisiert hatte.

Also legte mir der Schupomann Handschellen an und wir gingen zu Fuß. Ich glaube, es ging direkt zum Bahnhof. Ich wurde einem anderen Polizisten übergeben und in einen Waggon verfrachtet, der speziell für den Transport von Häftlingen gebaut war. Der Waggon hatte mehrere Einzelzellen mit je einem vergitterten Fenster, die Zelle war nicht größer als etwa 1 Meter im Quadrat, die Türseite ging in einen langen Gang in der Mitte des Waggons, vermutlich waren auch auf der anderen Seite des Ganges nur solche Einzelzellen. Nach einiger Zeit kam ein Polizist und reichte mir ein Stück Brot und einen kleinen Käse, ähnlich unserem jetzigen Achleitner. Das war, wie sich herausstellte, die ganze Tagesration. Der Zug setzte sich in Bewegung, ich hatte keine Ahnung wohin.